

Eine Weihnachtsfeier in Avers

Autor(en): **Jörger, Joseph**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **3 (1947)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

EINE WEIHNACHTSFEIER IN AVERS

Von Joseph Jörger

Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war ich eine Zeitlang Arzt in Andeer. Zu meiner Praxis gehörte auch das Avers. Das Averstal hatte damals noch keine Straße. Der Weg dorthin war viel länger als die jetzige Fahrstraße und bedeutete eine mühselige, aber kurzweilige Wanderung; denn wie im Film wechselten alle Augenblicke Bild und Gegend.

Ins Avers wurde der Arzt nur in schweren Notfällen gerufen. So ein Fall nahm zwei Tage in Anspruch. Ich bin mehrmals drinnen gewesen, im Sommer und Winter, habe unter den Strahlen der Alpen-sonne geschwitzt und auf Eis und in mannshohem Schnee Hartes ertragen müssen; ich habe aber auch auf diesen Wanderungen und im Kreise der urchigen Averser unvergeßlich schöne Stunden erlebt.

Die Gemeinde Avers — sie ist protestantischer Konfession — hatte damals einen jungen Pfarrer aus dem Unterlande. Er bewohnte ein Zimmer über der Schulstube des dürftigen alten Schulhauses in Cresta, war Junggeselle, besorgte seinen ganzen Haushalt selbst und führte nebenbei ein Einsiedler- und Nomadenleben. Tagelang war er von Hause fort und besuchte die vielen Höfe und Häuser seiner an Seelenzahl kleinen, aber auf einen Umkreis von Stunden verteilten Pfarrei.

Es war im Spätherbst. Der erste flaumige Schnee war auf hartgefrorenen Boden gefallen und gefährdete Schritt und Tritt. Der Pfarrer machte gegen Abend einen Krankenbesuch in einem alleinstehenden Hause, das hoch über Cresta der Verlassenheit und dem Alterszerfall zuträumte. Ganz patriarchalisch einfache Verhältnisse waren noch da oben. Als ich in einer folgenden Nacht ebenfalls dorthin kam, traf ich die Bewohner beim Nachtessen, das aus Molken und Käse bestand.

Die Leute erzählten mir, Brot erscheine auf ihrem Tisch nur selten, Kaffee und Kartoffeln habe das Haus noch nie gesehen.

Der Weg zu diesem Wolkensitze führte durch eine steile Halde hinauf, einem tiefeingeschnittenen Tobel entlang, das sein Wasser, von Fels zu Fels purzelnd, in den Talfluß hinunterspeit. Wie nun der Pfarrer in der Dämmerung allein den Heimweg suchte, glitt er im Schnee aus, kollerte in das Tobel hinunter und blieb dort auf einem Felsabsatz im Wasser und zwischen Steinen liegen. Der Sturz hatte seine beiden Beine so stark verletzt, daß er sie nicht mehr gebrauchen konnte.

Die Lage des Verunglückten war bedenklich. Daß er die kalte Nacht hier zubringen müsse, war sicher; denn in Cresta würde ihn niemand vermissen, niemand suchen. Selbst wenn er mehrere Tage und Nächte ausblieb, würde dies bei seinen Gepflogenheiten nicht auffallen. Das Schulhaus in Cresta war nicht in Betrieb; denn Avers hatte eine Wanderschule, die in verschiedenen Höfen hin und her zog. Ein zufällig in der Nähe vorübergehender Mensch war kaum denkbar und hätte ihn auch in der Schlucht weder sehen noch hören können.

Die Nacht schlich aus den Schluchten als eine rätselhafte, schwermütige Finsternis zum Verunglückten hinauf und verwandelte die ganze Gegend in etwas Gespenstisches. Das Tal zu Füßen schien ein ungeheurer Sarg zu sein; der auf der andern Talseite schlafende Arvenwald, das stolze Festkleid des Avers aus Urväterzeit, war zum Bahrtuch geworden. Die Kuppen der Berge, ihm sonst vertraut wie Freunde und Brüder, starrten ihn im erlöschenden Firnelicht an wie gebleichte Riesenschädel. Unbarmherzig drückten mit scharfen Kanten die Steine, zwischen denen der Verletzte lag. Die ganze Natur war zum Feinde geworden.

Einzig das kleine Stücklein Firmament, das der Verunglückte über sich sehen konnte, spendete einigen Trost. Er fühlte über all den schrecklichen Dingen die Gegenwart Gottes, und aus seinem Herzen rang sich das Gebet: «Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir! Herr, erhöre meine Stimme!» Aber nur für kurze Viertelstunden floß ihm der Balsam der Hoffnung und des Trostes. Dann versank er wieder in eine Wirrnis dornenvollen Bangens, endlosen Grübelns und quälender Vorwürfe wegen eigener schuldhafter Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit. Trotzdem drückte ihm die Ermattung nach Stunden der Qual die Augen zu; aber er mußte sich des Schlafes erwehren, um nicht zu erfrieren.

Die Nacht schien endlos. Der Unglückliche hatte kein Maß, ihren Lauf zu verfolgen; denn in dem rabenschwarzen Gefängnis konnte er

die Uhr nicht ablesen. Eine Ewigkeit, so kam es ihm vor, hatte er zu den Sternen hinaufgeschaut, ihren Gang gemessen, ihren Glanz getrunken, da fingen sie endlich an zu erblassen im aufdämmernden Tageslichte, das er wie ein Gefangener hinter Kerkerfenstern begrüßte und anbetete.

Sobald es einigermaßen hell geworden war, kroch der Pfarrer, trotz aller Schmerzen, an den Rand des Absturzes und schaute hinunter. In der Tiefe, auf der andern Talseite, nahe am Flußbett, war ein Stück des Talweges sichtbar. An diesen Pfad, an den Postboten, der zweimal im Tag — morgens hinaus nach Ferrera, abends herein mit dem Postsack — den Weg beschreiten mußte, klammerte sich die einzige schwache Hoffnung. Wenn es ihm gelang, den Mann zu errufen, war er gerettet. Andere Menschen waren auf dem Weg nicht zu erwarten. Die Talbewohner gingen ihn nur am Sonntag, und fremde Wanderer gab's um diese Jahreszeit nicht, es geschähe denn ein Wunder. Aber wie sollte er den Boten errufen, wie das gurgelnde, schreiende Wildwasser da unten übertönen? Wie konnte er sich verständlich machen?

Indessen war der Tag vollends angebrochen. Zwischen den Tannen tauchte der Bote auf. Wie klein die Gestalt — wie groß mußte die Entfernung sein! Der Hilflose rief aus Leibeskräften, ohne Pause, immer wieder. Vergebens! Der Bote ging seines Weges gleichmäßig, unbarmherzig, und verschwand im Walde. Der Pfarrer sank hintenüber auf den harten Stein mit dem Gedanken: «Herr, dein Wille geschehe.» Er hatte keine Hoffnung mehr; denn er sagte sich: Hat der Fluß jetzt meinen Ruf verschlungen, so wird's ihm am Abend erst recht gelingen, weil ihn das schmelzende Schneewasser noch stärker und wilder gemacht hat. — Er zog ein Notizbüchlein aus der Tasche und schrieb mit Bleistift sein Testament hinein. In klaren, kurzen Sätzen nahm er Abschied von seinen Angehörigen und Freunden in der Ferne, von seinen Pfarrkindern — da war noch jemand. Aber er konnte nicht mehr; denn Tränen verdunkelten seine Augen und tropften aufs Papier. «Jetzt noch nicht, nein, zuallerletzt dieser Abschied», flüsterte er, schob das Büchlein in die Tasche und sank zurück ins Sinnen, Planen und Träumen.

Nach einer Weile weckte ihn ein brennender Durst. «Wenn ich an allem so genug hätte wie an Wasser», versuchte er zu scherzen, «dann wäre mir geholfen, Wasser über mir, Wasser unter mir, Wasser ringsum.» Er schöpfte mit der Hand, trank und blickte wieder um sich.

Das Wetter war schön, der Tag freundlich. Für kurze Zeit gelang es sogar der Sonne, in das Gefängnis hineinzuschauen. Wie eine Mutter

trocknete sie mit ihren Strahlen das nasse, frierende, hilflose Kind. Neuer Mut beseelte den Verlassenen; er fing wieder an, sich mit dem Postboten zu beschäftigen.

Der Tag schlich dahin. Die Abendschatten krochen als dunkles Geheimnis über den Wald herauf. «Ob sie die Rettung verhüllen, ob sie die letzte schauerliche Nacht vorbereiten?» fragte sich der Pfarrer.

Eine Gestalt trat aus dem Walde — der Postbote. Nun galt es, die letzte Kraft, den letzten Hauch dranzusetzen. Laut tönten die Hilferufe, und laut widerhallten sie im Walde und an den Felswänden. Es war, als ob diese ihn unterstützen wollten. Da — der Bote stutzte, blieb stehen, schaute um sich, schien zu horchen. Ein neuer verzweifelter Schrei durchgellte die Luft. Da wandte sich der Bote gegen die Schlucht, hob seinen Stock, machte Zeichen des Verstehens und bekräftigte dies mit dem lauten Pfiff eines Murmeltieres. Dann verfolgte er eilenden Schrittes seinen Weg.

«Ich bin gerettet», flüsterte die nahezu erloschene Stimme. Ein Sturm der Freude drohte dem Erschöpften den Atem zu rauben, den Herzschlag zu lähmen. Er legte sich hin, schaute zum dämmernden Himmel auf und suchte hinter den ziehenden Wolken den Allmächtigen, der das Brausen der Wildwasser gedämpft und seine Stimme gestählt hatte, daß sie zu siegen vermochte.

Die Nacht brach wieder an, aber ohne Schrecken und ohne Gespenster. Tal, Wald, Felsen und Bergkuppen erschienen ihm als alte, liebe Vertraute. Die Wasser um ihn murmelten zutraulich, der Fluß in der Tiefe orgelte einen frommen Choral, und die Gefühle seines Innern widerhallten die singenden Töne wie die Saiten einer Harfe, die vom Winde gestreift wird. Die Nacht hatte ihre Finsternis verloren; denn der Trost hatte in dem Kerkergemach ein heimelig Licht angezündet. Endlich zeigten sich Lichter am Rande der Schlucht, schwebten hin und her, Gestalten tauchten darin auf, und bekannte Stimmen riefen. Die Retter, der wackere Bote voraus, die Männer von Cresta, alle, alle waren da, stiegen zum Verwundeten in die Schlucht, hoben ihn auf, hüllten ihn warm ein und trugen ihn gar sorgsam heim in sein Bett.

Noch in der gleichen Nacht machte sich ein Mitglied des Gemeinderates im Schein einer Laterne auf den Weg, um den Arzt von Andeer zu holen. Am folgenden Morgen brachen wir auf. Der Weg war schneefrei geworden, aber über Nacht steinhart gefroren. In Canicül entlehnte der Begleiter ein Beil.

«Wozu dieses Werkzeug?» fragte ich.

«Der Weg in den Kehren ist vereist, wir müssen Stufen hauen», erklärte mein Führer. In der Tat gab's dort stellenweise Hackarbeit, als gelte es, einen vergletscherten Hochgipfel zu bezwingen. Abends waren wir in Cresta. Der Verunfallte hatte sich von seinen Schrecknissen seelisch gut erholt; ein Bein war gebrochen, am andern der Fuß verstaucht, sonstige schwere Verletzungen waren nicht vorhanden. Ich legte feste Verbände an. Am folgenden Tag wandte ich mich wieder heimwärts mit dem Versprechen, baldmöglichst wiederzukommen, um nachzusehen.

Ich konnte mein Versprechen in der nächsten Zeit nicht einlösen; denn bald hinderte mich die Arbeit, bald versperrten große Schneefälle den Weg. Erst in der Weihnachtswoche, an einem glänzenden Wintertag, gelangte ich abends mit dem Postboten nach Cresta. Die wenigen Bewohner des Hofes waren alle zu meinem Empfang erschienen; denn sie waren neugierig, zu erfahren, wie es mit ihrem Herrn stehe. Das Unglück hatte den Pfarrer in den Mittelpunkt ihrer Liebe und Sorge gerückt. Nach Entfernung der Verbände zeigte es sich, daß die Verletzungen schön geheilt waren. Der Pfarrer konnte schon auf den Beinen stehen und durfte nun alsbald mit Gehversuchen beginnen. Wir schüttelten uns die Hände. Wer von uns beiden, der Patient oder der Arzt, sich der Genesung mehr freute, vermag ich nicht zu sagen.

«So, Herr Doktor», begann der Pfarrer eine längere Auseinandersetzung, «die Genesung wollen wir feiern und zugleich heute abend Weihnachten begehen, das Christfest steht ja vor der Tür. Allerdings eine Christfeier ohne Lichterbaum; denn in Cresta gibt's keinen Wald, keine Christbäume und keine Kerzchen. Aber eine Bescherung ist eingetroffen, die eine solide, geschmackvolle Unterlage einer bescheidenen Festlichkeit zu bilden vermag. Das Festlokal ist diese ärmliche Stube; aber die erste hochheilige Weihnachtsfeier hat ja in einem kalten Stall stattgefunden. Unser Festlokal ist behaglicher. Mein Wärter hat den steinernen Ofen, der als Beherrscher der Stube einen Viertel derselben besetzt hält, recht tüchtig eingefeuert, nicht etwa mit stinkendem Schafmist, womit manche Averser ihre Stuben wärmen, sondern mit wohlriechendem Arvenholz.» — In der Tat verbreitete eine geräuschlos brennende, aus dem Ofen züngelnde Flamme einen Wohlgeruch, als hätten die Könige aus Morgenland ihren Weihrauch dem Christkind angezündet.

«Die alte Stallaterne, die auf dem Gemauerten steht», fuhr der Pfarrer fort, «bildet nebst dem Christusbild an der Wand den einzigen

Schmuck meines Salons. Unterm Schein dieser freundlichen Laterne wurde ich aus dem Tobel getragen. Ich habe sie mir als Andenken erbeten; sie mag mir einst zu Grabe leuchten. — Auch Gäste sind zur Feier geladen. Sie tragen zwar kein hochzeitliches Kleid, aber unter ihrer rauhen Hülle schlagen biedere, treue Herzen.»

Ich war in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Da öffnete sich die Türe, und auf schwergenagelten Bergschuhen stampfte sichern Schrittes Sankt Nikolaus, der Weihnachtsherold, herein: ein mittelgroßer Mann mit einem bis auf die Brust reichenden braunen Barte, gekleidet in das selbstgesponnene und selbstgewobene graue Landtuch aus Schafwolle, auf dem mächtigen Haupte eine Pelzmütze aus Fuchsfell. Er trug leicht wie ein Spielzeug ein ansehnliches Weinfäßchen auf der Schulter. Ihm auf dem Fuße folgte in gleichem Aufzug ein Knecht Ruprecht, dessen Gesicht vor langer Zeit rasiert worden; am Kopfe hing eine schwarze Zipfelmütze mit bunter, baumelnder Quaste. Auf seinen Armen, die er steif vorstreckte, als wären sie eben erst fest angeleimt worden, trug er eine bunte Bauernschüssel von seltener Größe, auf der eine lieblich duftende, in der fetten Brühe brodelnde Gans sich breitmachte. Diesem Ruprecht folgte in gleichem Schritt und Tritt und in ähnlicher Aufmachung der Krankenwärter in grauem Barte, beladen mit Gedeck und Eßgeschirr aus der Wirtschaft. Diese drei Weihnachtsfiguren waren die geladenen Gäste: der Gemeindepräsident, der Lehrer, zugleich Besitzer des einzigen alten Gasthauses in Cresta, und ein Gemeinderat, ein Bauer wie alle, seit dem Unglückstag aber im Nebenamt Pfleger und Krankenwärter des Pfarrers.

Auf das Weinfäßchen zeigend, erklärte der Pfarrer: «Bei der Hochzeit zu Kana hat Christus, der Herr, den Wein besorgt. Für unsere Feier taten dies liebe Freunde im Unterland. Sie schickten mir dieses Fäßchen Weißwein und diese gebratene Gans. Die Geschenke wurden heute über den Stallerberg hergebracht.»

Bei den weitem Vorbereitungen ergaben sich etwelche Mängel im Instrumentarium. Die pfarrherrliche Stube beherbergte außer einem hochgebauten Bette und dem Ofen nur ein winziges Tischchen und nur einen wackeligen Stuhl. Die Averser wußten sich aber auch diesmal ohne Zaudern und ohne parlamentarische Beratungen zu helfen. Sie holten aus der Schulstube herauf einige Schulbänke, schufen damit ein sicheres, bequemes Postament für das Fäßchen, einen Tisch und Sitzgelegenheiten. Nachdem alles wohnlich und behaglich eingerichtet worden, ließen wir uns zum Gastmahl nieder. Der Pfarrer legte sich ins

Bett. Ich schwang mich, auf den wackelnden Sessel verzichtend, zu ihm in die Höhe auf den Bettrand, und die Gäste nahmen in der Schulbank Platz. So war die Besatzung auf Berg und Tal verteilt.

Wir glaubten, die Zeit sei gekommen, wo wir die Werkzeuge ergreifen und zur Tat schreiten sollten. Aber der Pfarrer gebot mit ernster, vor Rührung zitternder Stimme: «Zuerst dem Christkind und Gott im Himmel, der mich wie seinen Diener Daniel aus der Löwengrube errettet hat, Dank und Ehre.» Er richtete sich auf, zog eine alte, zerschlossene Bibel unter dem Kopfkissen hervor und sprach: «Wir lesen die Weihnachtsgeschichte Lukas 2.»

Beim Erscheinen der Heiligen Schrift waren die Pelz- und Zipfelmützen verschwunden. Die Schulbank ward zum Kirchenstuhl, aus dem die Hirten aus Avers mit kindlich staunenden, frommen Augen zum Lektor aufschauten und der alten, lieblichen Botschaft zuhörten. Der Pfarrer schloß seine Lesung mit einem Dankgebet und einem kräftigen «Amen». — Dann folgte ein andächtiges Schweigen. Nur in den brüchigen Dielen girrte und wisperte es, als hielten Tauben und Engelchen Zwiegespräch. Unsere Stimmung hatte den armseligen Stall von Bethlehem in den schönsten Tempel verwandelt.

Dann wurden die Geschenke freigegeben. Nikolaus, der Präsident, schlug mit obrigkeitlichen Gewaltstreichen mittelst eines Holzscheites dem Faß den Zapfen ein, um die eingesperrten Unterländer Geister zu befreien. Ruprecht, der Wirt, hatte mit den geometrischen Blicken des Lehrers die Gans offenbar schon längst vermessen. Jetzt griff er zu einem blitzend geschliffenen Instrument, das vor Zeiten als Bajonett an einem Vetterligewehr den Feind bedroht haben mochte, zerlegte sie mit herkulischen, durchs Gebein krachenden Schnitten und verteilte gerecht. Wie das mundete, wärmte und die Brünnelein der Rede zum Sprudeln brachte!

Der Wirt erhob sein Glas und betrachtete es prüfend am Licht der Lampe. Der Inhalt funkelte lauter und goldgelb.

«Ist schon je einmal im Avers ein Faß Weißwein verzapft worden?» warf ich die Frage auf.

«Schwerlich», antwortete der Wirt. «Die Averser, die einstigen wie die jetzigen, waren und sind auf den Veltliner eingeschworen.»

«Du meinst, auf jeden Roten, den ihr Wirte unter dem lockenden Namen Veltliner ausschenkt», stichelte der Präsident. «Du trinkst heute den Weißen wohl nur aus Gefälligkeit. Bedenke, daß du den Averser Schwur brichst.»

«Miera! Schwur hin oder her. Dieser Wein ist gut, sapperlot! Seinem Spender Lob, Dank, Ehre», fiel der dritte ein. «Und er soll leben, lange, lange!» sekundierten wir alle.

«Ist in Avers wohl schon einmal eine gebratene Gans auf den Tisch gekommen?» wunderte ich weiter. Eine schwerwiegende, historische Frage.

«Wohl kaum. Am ehesten im ‚Podestathaus‘ oder in Madris im ‚Städtle‘», meinten die Tischgenossen und fuhren weiter: Es gab einst andere Zeiten und Verhältnisse im Tal. Die Averser waren ein zahlreiches und starkes Völklein geworden. In allen Häusern kochten auf gemeinsamer Äschplatte (Aschenplatte) am offenen Feuer auf dem eisernen Pfannenknecht zwei und mehr Familien. Der Stab der Saumrosse stieg über die Bergpässe ins Welschland hinab, brachte den Veltliner aus bündnerischen Rebbergen, dazu die Früchte des Südens, den Reis, die Polenta und die Kastanien ins Tal der Arvenzapfen. Auch das Getreide für die Mühle auf 2000 Meter Höhe, die sie dem maßlos erstaunten Gletscherbach in den Weg gebaut, holten sie aus der italienischen Fruchtkammer. Wer weiß, was für Vögel da mitgerobet wurden? Am Ende auch eine Gans, die in die Fänge des Bergadlers, der sie von seinem Thron, dem Piz Platta aus eräugt hatte, geraten war. Wenn im Herbst die Schwalben nach dem Weg über den Septimer sich erkundigten, wiesen ihnen große Viehherden, die auf die Märkte von Lugano und Mailand getrieben wurden, Pfad und Richtung. «Solche Italienfahrten habe ich in meinen Knabenjahren mitgemacht», ließ sich der alte Gemeinderat hören. «Unser Kommandant und unsere Respektsperson war der arme Hirt, der den Sommer über unter einem zerlöcherten Hut und in zerrissenen Hosen am Gletscher oben das Galtvieh gehütet. Jetzt paradierte er in ganzen Kleidern, die ihm der Viehhändler geschenkt. Er kannte jedes Tier bei Namen und Eigenart. Die Buoben der Geschworenen, der Enkel des Podestaten und andere waren auch dabei. Unter Jauchzen, Johlen, Pfeifen und Peitschenknallen ging's über den windigen, eiskalten Berg. Dann abwärts, abwärts endlos in die heißen Täler. Wir sahen zum erstenmal aus herbstlich rötlichem Laube die blauen Trauben blinken, lagerten unter Kastanienbäumen, Weltskerle mit großen Blättern, wie wir derartiges noch nie erschaut; wir stibitzten in den Viotoli grün vom Aste die Feigen, die über die hohen Mauern herunterhingen. Von so viel ungewohnten Genüssen wurden wir sterbenskrank, wie die Leute auf dem Meere. Aber die Sonne des Südens lachte und küßte uns rasch wieder gesund. Wenn wir

dann nach einigen Wochen aus der Fremde heimkehrten, fühlten wir uns gewachsen, spuckten hoch im Bogen aus, sahen stolz auf die kleinen Geschwister herab, hatten das Averserdeutsch halb vergessen, parlierten italienisch: buon giorno, felice notte, per baccho. Und erst der Viehhändler, wenn er vom italienischen Markt heimkehrte! Er jodelte und jauchzte von der ‚Forcellina‘ ins Tal herunter, sofern der Handel gut verlaufen. War er in Verlust geraten, so wartete er auf der Paßhöhe, bis der Nebel kam, und schlich verstohlen heim. Er klimperte als reicher Mann mit den Dublonen in der Hosentasche und starb in Dürftigkeit auf dem Heusack; denn im Handel war die deutsche Geradheit der welschen Kniffligkeit auf die Dauer nicht gewachsen.»

Auf einmal erhellte sich die Stube. Ein breiter Lichtstrahl fiel durchs Fenster auf die Männer in den Bänken und warf ihre Schatten als Scherenschnitte scharf und schwarz auf den weißen Ofen. In den gefrorenen Fensterscheiben, zwischen exotischen Palmenblättern und einheimischen Farnen, blühten die Eisrosen, alles weiß und silbern. Ein Zauberer hatte uns den Christbaum angezündet. Wir öffneten das Fenster, um ihn zu suchen. Da schwebte er hart über dem Gletscher am wolkenlosen, dunkelblauen Firmamente — der Mond der Berge, der vor zweitausend Jahren im judäischen Gebirge das Feld der Hirten und das Strohlager eines Kindleins in einen See voller Licht getaucht hat.

Welch wundervolle Nacht! Das Wiesengelände war, je nach seiner Krümmung, ins reinste Weiß oder in tiefstes Schwarz gekleidet. Das Kirchlein vorn auf dem Felsen stand da wie ein Bergamasker Hirt im weißen Mantel vor seiner Schafherde, den schwarzen Häuschen und Ställen mit verschneiten Dächern. — Der Mond der Berge ist nicht das blasse Gestirn der dunsterfüllten Städte und Ebenen, wo irdische Neider mit ihrem Rauch und ihrem Zünden seinen himmlischen Glanz verpfuschen. Da oben in den Bergen beherrscht er allein die Nacht, darin Himmel und Erde. — —

Der Pfarrer faltete die Hände und sagte: «Welch ein Gegensatz zwischen dieser Nacht und jener vor Wochen in dem unheimlichen Tobel! Über jedem Schmerz steigt das Glück empor. Durch Leiden und Finsternis geht der Weg zum vollen Genuß der Freuden und des Lichtes. Der kalte Stall, das Strohlager, das Kreuz auf Golgatha, und dann erst Ostern, die glorreiche Auferstehung und Himmelfahrt. Das sagt mir diese einzigartige Weihnachtsfeier.»

Wir schlossen das Fenster und nahmen die warmen Plätze wieder ein. Bibel und Geschichte hatten gesprochen, nun fingen die alten

Schulbänke zu reden an. Im Drange nach Verewigung, der allen Menschen angeboren ist, hatte die Schuljugend von Avers die Schulbänke dazu benutzt, um darauf, mehr oder weniger künstlerisch in allerlei Verzierungen gefaßt, die Anfangsbuchstaben ihrer Namen einzuschneiden. Aus der Art der Ausführung ließ sich auf den Charakter des Bildners schließen. Mit tiefem, scharfem Schnitt hatte der Tapfere eingehauen, mit unsicherm Stichel der Zaghafte gegraben, das furchtsame Mädchen hatte nur leicht, aber zierlich mit der Haarnadel geritzt.

Die drei Averser fingen an, diese Hieroglyphen zu deuten und die Chronik zu lesen, was ihnen bis zu den ältesten Schriften gelang. «Sieh! da steht dein Name und hier unten der meinige. Dieses D. S., das fast die ganze Dicke des Brettes durchsetzt, ist die kräftige Hand des David. Sie ist, daß Gott erbarm, schon längst vermodert; denn ein Sprengschuß hat sie vom Körper gerissen. Der David hat sich aber nicht unterkriegen lassen, er arbeitet mit einer Hand für zweie.

«Da droben in der Ecke», zeigte der Präsident, «neben meinem Namen hat sich der arme, brave Z. verewigt. Eine Lawine hat ihn, als er kaum zwanzig Jahre zählte, in den Abgrund gerissen.» Dieser Mitteilung folgte eine lautlose Stille schmerzlichen Gedenkens. Oder ging etwa ein geheimnisvolles Ahnen durch die Gemüter der drei Averser? Nicht lange nachher hat auch der wackere Präsident den Weißen Tod in der Lawine erlitten. Die heutige war seine letzte Weihnachtsfeier.

So ging die Nacht vorüber. Wir merkten ihr Ende erst, als der Silberstrahl des Mondes vor dem keimenden Tageslicht zu verblassen anfang und die schwarzen Schatten auf dem Ofen sich rötlich säumten. Der Tag war uns kaum willkommen, aber seine Einsprache in materieller Hinsicht doch sehr angebracht; denn von der Gans war nur noch ein kümmerlicher Rest des Knochengerüsts übrig, der den Diamantzähnen der Averser zu widerstehen vermocht hatte. Das Fäßchen hatte sich müde und schläfrig vornübergeneigt. Es erklärte mit hohlem Tone, daß es außerstande sei, auch nur noch einen Tropfen zu spenden. Damit erklärten wir die Feier für beendet und wünschten uns gegenseitig einen geruhsamen Morgen.

Wir haben von Gottes
Gnaden eine schöne
freyheit, wir haben eigen Macht und
Gewalt, zu setzen und zu entsetzen,
wir haben eigen Staab und Sigel,
Stock und Galgen, wir sind gottlob
keinem fremden Fürsten und Herrn
nichts schuldig noch unterworfen,
denn allein dem allmächtigen Gott.

Eidesformel
der Gerichtsbehörde von Avers
aus dem Jahre 1622

Keine zauberwirkende Rune
ist wunderbarer als ein Buch.
Alles, was die Menschheit getan,
gedacht, erlangt oder gewesen ist:
es liegt wie in zauberartiger Erhaltung
in den Büchern aufbewahrt.

Thomas Carlyle

*Den guten Werk- und Illustrationsdruck pflegen wir als Spezialität. Aber auch alle andern
Buchdruck-Erzeugnisse für privaten und kommerziellen Bedarf, für Vereine und Behörden
führen wir mit Sorgfalt aus und halten uns allen bisherigen und neuen Kunden höflich empfohlen*



BISCHOFBERGER & CO. CHUR BUCHDRUCKEREI UNTERTOR VERLAG